



Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 297.

Mittwoch, 19. Dezember.

1928.

(10. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Peterken.

(Nachdruck verboten.)

Herbert nagte an seiner Unterlippe, die Zigarette, die er eben erst angezündet hatte, wurde im Aschenbecher zerdrückt. Aufs neue kam ihm die Erwagung, ob er nicht besser tue, sich von Dingen fernzuhalten, die ihn gar nichts angegingen. Aber dann folgte sein Intellekt in schnellem Lauf den Ereignissen, die sich — ohne sein Zutun von seiner Seite — bis zu einer Heirat Theas mit einem Verbrecher gestalten mußten, und diese Gewißheit war ihm so furchtbar, erregte ihn innerlich so heftig, daß er sich bald wiederfand.

Doktor Scheel-Brandoß betrachtete ihn schweigend. Als Jugendfreund hätte er ihm das sagen mögen, was der Bankdirektor dem Hartnäckigen geraten hatte, als Rechtsanwalt hätte er sich davor; man schickte doch einen Klienten nicht wieder nach Hause!

„Ich werde dir die Beweise zu gegebener Zeit verschaffen, Artur.“

„Dann ist es gut“, sagte der junge Anwalt erfreut; „und nun komm.“

Herbert sah beim Verlassen des Zimmers noch einmal prüfend an seinem eleganten Strafenanzug hinab, dann fand er sich unter fremden Menschen, die bei seinem und seines Freundes Eintreten verstummt und Verbeugungen mit ihm wechselten. Und mit einem Male durchfuhr ihn ein ungewöhnlicher Schreck: Die Dame des Hauses, die er, nun sie mit ihm sprach, erst genauer ins Auge fassen konnte, — das war ja Theas Gesicht!

Er stand mechanisch Rede und Antwort, seine gesellschaftliche Gewandtheit ließ ihn vollständig im Stich.

Der Hausherr, ein Großkaufmann, trat zu seiner Frau und Herbert.

„Sie haben, wie Artur uns erzählte, mit ihm die gleiche Schule besucht und zwei Semester in Jena mit ihm studiert“, sagte er verbindlich.

„Und in Jena haben wir Tag für Tag an dem gleichen Tisch gesessen“, gab Herbert zurück.

„Später haben Sie sich ganz aus den Augen verloren?“ fragte Frau Scheel-Brandoß gespannt.

„Wie das so geht, gnädige Frau“, erwiderte Herbert, der seine Sicherheit zurückgewann. „Die Schule verbindet, weil sie von jedem das gleiche verlangt. Auf der Universität kann man sich mit Schulfreunden auch noch verstehen, selbst dann, wenn man einer andern Fakultät angehört; erst später, wenn man in seinem Beruf steht, löst sich ehemalige Freundschaften, zerreißen wohl gar.“

„Aber nicht der verschiedenartige Beruf ist die Ursache der Auflösung, kann es eigentlich nicht sein, weil das Fundament der Bildung bei zwei ehemaligen Klassengenossen doch genau dasselbe ist; nein, in der Freundschaft entscheidet allemal der Charakter, das lasse ich mir nicht nehmen.“ Der Hausherr sagte es.

Herbert lächelte. Und er beendete diese Streitfrage mit einer Wendung, die beide Eltern und die junge, sehr hübsche Tochter des Hauses, die neugierig zu der Gruppe getreten war, vollauf befriedigte:

„Artur und ich haben nie auch nur die kleinste Differenz gehabt.“

„Um so mehr haben Sie die Pflicht, sich gelegentlich um ihn zu kümmern“, scherzte der Hausherr.

„Und an uns liegt es, Herrn Godebrecht Gelegenheit dazu zu geben“, vollendete seine Frau. Sie überlich Herbert ihre Hand, die er respektvoll mit seinen Lippen berührte.

„Sie entschuldigen mich wohl, Herr Godebrecht“, sagte Scheel-Brandoß und ging dann zu den übrigen Gästen, die plaudernd drei große Räume belebten.

Herbert studierte unauffällig das Gesicht von Mutter und Tochter. Diese ähnelte mehr dem Vater, äußerlich und im Wesen.

„Sind Sie früher, als Sie noch mit Artur die Schule besuchten, nie zu uns gekommen, Herr Godebrecht?“ fragte sie. „Ich kann mich gar nicht an Sie erinnern.“

„Ich glaube, einmal. Da waren Sie auch noch sehr klein“, antwortete er lächelnd.

„Ich möchte Herrn Godebrecht etwas unter vier Augen fragen“, ließ sich da Frau Scheel-Brandoß vernehmen. Ihr Gesicht zuckte nervös. Die junge Tochter reichte Herbert fast fameradisch die Hand und entfernte sich. Angezüglich dieser sportgestählten Erscheinung in dem entzückenden Seidenkleid kam plötzlich ein schmerhaftes Gefühl in Herbert auf: er mußte an Thea denken, die in elender, freudloser Umgebung aufgewachsen war. Und diese Gedankenverbindung war nicht willkürlich, nicht sprunghaft, sondern fand in der frappanten Ähnlichkeit der Dame des Hauses und der Tochter des Händlers Robertis immer wieder Nahrung. War dies ein Spiel des Zufalls? . . . Aber die Ohnmacht, von der Artur gesprochen hatte! . . . Seltsam.

Frau Scheel-Brandoß hatte sich gesetzt und Herbert aufgefordert, neben ihr Platz zu nehmen.

„Sie haben Artur in einer Rechtsfrage aufgesucht“ begann sie: „Sie wußten demnach, daß er sich hier niedergelassen hatte.“

„Offen gestanden: nein, gnädige Frau“, erwiderte Herbert in einiger Verlegenheit. „Mein Freund Bindewald, der junge Kapellmeister an der hiesigen Oper . . .“

„Ganz recht, er ist ja auch ein Schulfreund von Ihnen und Artur, wie dieser uns kürzlich erzählte . . . Also was ist mit ihm, Herr Godebrecht? . . .“

„Er riet mir, Artur meine Sache zu übergeben.“

„Warum gerade Artur? . . . Es interessiert mich als Mutter“ lächelte sie gezwungen. „Genießt er schon einen Ruf?“

„Darüber kann ich nicht urteilen, gnädige Frau. Das heißt: Die Fähigkeiten, sich als Rechtsanwalt anzusehen, um nicht zu sagen Ruhm zu erwerben, bringt Artur mit, da ist kein Zweifel.“

Sie reichte ihm mit einem dankbaren Blick ihre schmale, weiße Hand.

„Ich weiß, Sie wollten mir nicht nur aus Höflichkeit etwas Angenehmes sagen.“

„Mit Artur könnte ich offener reden, wie Herr Bindewald meinte, und darin mußte ich ihm natürlich bestimmen. Meine Angelegenheit ist nämlich so eigen-

artig, so desolate, weicht so lehr von anderen Fragen, die man mit einem Rechtsanwalt bespricht, ab, daß ich sie einem mir fremden gar nicht hätte unterbreiten mögen, in der Furcht, er könnte heimlich über mich lächeln."

"Ich will nicht indiscret sein", entgegnete Frau Scheel-Brandow mit flackernden Augen, aber ohne Herbert anzusehen; dann herrschte eine sekundenlange Pause.

Herbert war überzeugt, daß der Rechtsanwalt nicht nur Theas Geschichte am Familientische erzählt hatte, sondern auch das Drum und Dran: Die Namen des Händlers und seiner Tochter; er fand auch weiter nichts dabei. Und so begann er, das erregte Gesicht neben ihm ohne Unterlaß beobachtend und, stärker noch als zuvor von dessen verblüffender Ähnlichkeit mit dem Theas gefesselt, sein Abenteuer am Heiligabend mit seinen Folgeerscheinungen zu erzählen; er verschwieg nicht einmal, daß Thea auf sein Betreiben in eine Pension gebracht worden sei und daß sie darin bis zur Aburteilung Droege verbleiben werde. Zu seinem namenlosen Schrecken sah er, daß Frau Scheel-Brandow zuletzt freideweiss wurde und den Kopf hintenüber sinken ließ.

"Was ist Ihnen, gnädige Frau?" fragte er bestürzt.

Die halb Ohnmächtige rieb sich gewaltsam zusammen, denn der Rechtsanwalt trat mit einem Ehepaar, das sich verabschieden wollte, zu ihr und Herbert; sein Blut ging schnell und fragend über beide hin. Er begleitete dann die beiden Gäste hinaus. Frau Scheel-Brandow bediente sich eines winzigen Glaskons mit belebendem Wasser und atmete tief auf.

"Mein Gott, mein Gott . . ." flüsterte sie. "Das ist ja entsetzlich. Das junge Mädchen — wie, sagten Sie, ist ihr Name?" "Thea."

"Sie hat gestohlen? . . . Einen regelrechten Taschen-diebstahl begangen? . . . Und Sie sind überzeugt, daß sie eine solche Handlung nur auf einen stärkeren Druck hin begangen hat? . . . Dass sie selbst . . .

"unfähig ist, etwas Unehrenhaftes zu tun", vollendete er den Satz.

"Gott sei Dank!" Sie schluchzte kurz auf und überließ sich dann einem Träumen.

Herbert hatte mit wachsendem Besremden diese ungewöhnliche Teilnahme bemerkt. Sie dünkte ihm bei dieser Dame, die Schmuck und Elend nur vom Hören-jagen kannte und allem Häßlichen gewiß ängstlich aus dem Wege ging, völlig unverständlich. Oder war es eine frankhafte Überreizung der Nerven, Hysterie, die sie zu so starkem Miterleben zwang? . . . Oder sollte . . . Der Verdacht, der in ihm aufsprang, jäh und entzündend, erschütterte sein inneres Gefüge so heftig, daß er gegen alle Regeln des Anstandes aufsprang; Frau Scheel-Brandow blickte befremdet zu ihm auf.

"Verzeihung, gnädige Frau", sagte er verwirrt, wieder Platz nehmend. "Aber es ist sonderbar, gar nicht zu begreifen . . .", er suchte nach einer Form, in der er das, was sich gewaltsam auf seine Lippen drängte, anbringen konnte. Das junge Mädchen, Fräulein Thea Roberts, ist sehr schön, sie hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Ihnen; schon bei meinem Ein-treten fiel es mir auf."

Die Frauengestalt lag schwach im Sessel. Ähnlichkeit? . . . mit mir? Nicht möglich! Ein nervöses Lachen folgte diesen Worten. "Herr Godebrecht", sagte Frau Scheel-Brandow dann, indem sie sich auf richtete, "Sie haben mir eine sehr interessante Geschichte erzählt, beinahe einen Roman . . . Ach ja, das Leben liebt es zuweilen, Romane zu bilden, aber sie sind viel häßlicher als die erdichteten, nicht wahr? Ähnlichkeit . . . mit mir? . . ." Wiederum lachte sie fröhhaft. "Was kümmern Sie sich um wildfremde Menschen, Herr Godebrecht? . . ." Sie stand langsam, fast schwerfällig auf. "Und wenn schon: ist es, im Vertrauen gesagt, nicht doch besser, Sie ziehen einen älteren, erfahrenen Rechtsanwalt zu Rate? . . . Artur ist noch so jung, und ich bin heute noch bemüht, ihn und meine anderen Söhne von allem Widerlichen fernzuhalten. Es mag töricht sein, allein ich kann es nicht ändern."

Herbert hatte mit Bestürzung diesen Ergriff verfolgt. Er stand ratlos neben dieser Frau, die so voller Widersprüche schien. Aber sein Verstand ließ sich auf die Dauer nicht täuschen. Als er, nachdem er Abschied genommen hatte, die Treppe hinabstieß, blieb er plötzlich stehen, und dann murmelte er, erschrocken über die verwegene Krönung seiner Schlussfolgerungen: "Sie ist Theas Mutter."

8.

An den Anschlagsäulen und Polizeiwachen klebten grellrote Plakate mit der Riesenüberschrift „Raubmord“. Menschengruppen bildeten sich, dieser und jener der Lesenden prägte sich das Signalement des Täters genau ein, denn auf die Ergreifung des Mörders waren fünfzehnhundert Mark Belohnung festgesetzt.

In einer Straße, die mit der Gildengasse einen rechten Winkel bildete, stand in einer solchen Gruppe vor einer Ottakrängule Schumann. Auch er studierte den schauerlichen Inhalt des roten Plakates, wechselte mit einem Nebenstehenden ein paar Worte und zum Schluss die treffende Bemerkung, daß man vor einem solchen Schicksal glücklicherweise bewahrt bleibe, weil man nichts besitze.

In die Gildengasse einbiegend, stieß Schumann beinahe mit dem langen Sipo zusammen.

"Entschuldigen Sie, Herr Wachtmeister", sagte er, worauf der Sicherheitspolizist, ebenfalls lächelnd, die Hand an den Tschako legte und sagte, daß ihm dieser Zusammenstoß keine Schmerzen verursacht habe; sie kannten sich schon.

"Dann ist ja alles in Ordnung", sagte Schumann. "Das rote Plakat haben Sie wohl schon gelesen, was?" . . . Schon wieder ein Mord; was sagen Sie dazu?"

Der Sipo zuckte die Achseln. "s ist nicht der erste und nicht der letzte", meinte er; "die Hauptache ist, daß man den Mörder beim Wickel kriegt."

(Fortsetzung folgt.)

Winterwald.

Weise Ode spannet die Lande,

Löset die Grenzen,

Löset auch mir

Zegliches Haften —

Weisenlos geh ich

Verloren

In weiser Unendlichkeit —

Angstend

Ob ich noch bin.

Wald tut sich auf —

Wirklich — unwirklich —

Schreiten Sie — Wächter — heraus,

Wundergestalten — einst Bäume,

Fremdenden Gruges.

Bergitternd nun jeden Blick,

Tiefer umstridend,

Verponnen in drängende Irrhal

Wächst rings die Nähe

Graulich-weisser Korallenwirrnis.

Tonlos verfallen

In starrendes Schweigen,

Vergend in schließende

Fremd verhüllende Kleider —

Kriecht in dich selber nur,

Wintergestalt,

Schauernden Blicks gebannt —

Horchender Ahnung versangen.

Schreitend durch Schweigen,

Tiefer zu stillen

Engt alles Fühlen sich ein —

Treibt zu mir selber zurück —

Nahet so der Tod? — — —

Nähe liegen

Die Enden des Lebens zusammen —

Heiliger Rhythmus ewigen Armes

Hebt das Versunkene

Zäh bald aus Schletern

Zum Licht empor. Eva Maria Blume.

Die folgenden Sätze sind aus dem Deutschen Grammatikbuch von 1872 entnommen und zeigen die Verwendung der Konjugationen im Deutschen.

Zur Weihnachtszeit in Moskowien.

Von Harry v. Haffterberg

Vanganam, unendlich langsam fällt der weiche, glitzernde Schnee und bedeckt die Dächer der Häuser, die majestätischen goldenen Kuppeln der Kirchen, die imposanten Denkmäler mit einer gleichmäßigen, weißen Decke. Tausend verschleierte Farben, schillernd wie zartes Perlmutter, schmücken diese Stadt so reichlich und bizarre, wie es der verwegene Künstler nicht phantastischer hätte tun können. Die Luft ist klar und särklich wie Kristall. Es ist noch früher Morgen. Alle Welt geht in unsymmetrischen Schafvelzen umher, und selbst die Pferde sind sorgfältig mit wollenen Tüchern bedeckt. Mit frohen, fröhlichen Gesichtern tippern die finnischen Milchverkäuferinnen über den knirschenden Schnee. Die vollbeladenen Bauernschlitten ziehen in endlosen Reihen zum Markt, und unübersehbare Berge gestreuter Gänse, Enten, Hühner und Tiere verprellen dem Fußgänger den Weg.

Auf dem Theaterplatz ist seit einigen Wochen ein umfangreicher Wald entstanden; dichte, dunkelgrüne Tannenbäume — wohin das Auge sieht. In hohen Filzstiefeln, verhüllt bis zur Unkenntlichkeit, schwärzen die Händler durch den tiefen Schnee und reiben sich die erfrorenen Ohren und Nasen — denn es ist bitterkalt. Der eisige Wind weift über die Spitzen der Bäume, und jeder sehnt sich zurück in die warme Stube, zum lustig brennenden Herd. Deshalb wird heute nicht gefeischt: 25 Kopeken kostet jeder Baum, nach Auswahl, und am letzten Tage vor dem heiligen Abend gehen 10 Kopeken nur. Es sind ja genügend Tannen da, unendliche Wälder erstrecken sich vor Mostaus Toren.

Vom Theaterplatz sind es kaum fünf Minuten zum Herzen Moskaus. Hier pulsiert das Leben. Die zahlreichen Kinos sind hell erleuchtet. Henna Porten, die populärste Filmschauspielerin, lacht von den großen Plakaten, und dicht gedrängt steht die Jugend vor den Kassen. An den Straßenrändern sammeln sich die bärtigen, vom reichlichen Schnapsgenuss angeheizten Fuhrleute, die berühmten Moskauer „Iswojitschi“, und warten auf freigiebige Fahrgäste. Ihre imageren und ausgehungerten Gäste lassen die Köpfe jo tief sinken, als ob ihnen zentner schwere Gewichte um den Nacken gehängt worden sind. Langsam trottert man über die versteinert und mit seinem, knirschendem Sand bestreuten Straken weiter. Plötzlich versperren große Menschenansammlungen den Bürgersteig: altertümliche Laternen auf den gewaltigen Theaterkolonnaden geben nur spärliches Licht. Hier ist die berühmte Philharmonie, das Zentrum der Moskauer Künstlerwelt.

Konzerte sind für das große Musikkäntnis der Russen stets Feiertage gewesen. Heute sind ausländische Künstler in Moskau. Der riesige Saal der Philharmonie ist hell erleuchtet; von zehn schweren Kronleuchtern fällt das grelle Licht, wie goldner Wein, aufs rote Samt der Sessel. Durch die schmalen Gänge zwangen sich, einem reißenden Strom gleich, immer neue Zuhörer in den überfüllten Raum, und wie aus einem Bienenstock summt es von den Galerien. Plötzlich aber entflammt das helle Licht über der breiten Estrade und lautlos wird es im Saal. Die Sonaten von Bach, Beethoven und Chopin werden heute gespielt.

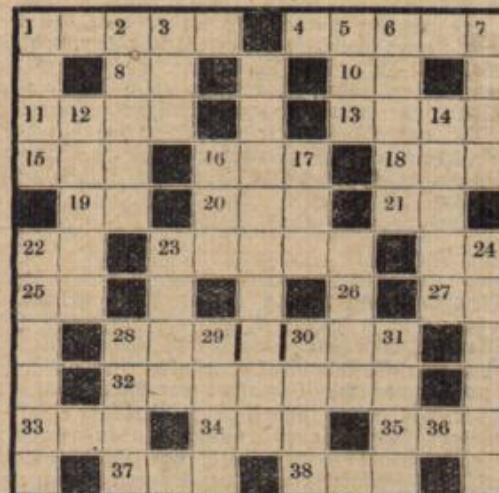
In den ersten Reihen beobachten einige Damen aufmerksam die großen Klaviere, der ältere Herr nebenan ist in Gedanken vertieft. Ein junges Mädchen, die großen Augen auf die Finger des Konzertanten gebannt, erstarrt an einer Säule. Sanft nickt der rundliche Ingenieur im Sessel ein, und eine alte Dame streckt ihren langen Hals wie ein Garde-soldat heraus, der seinem Kommandanten rapportiert. Ihre Nachbarin aber verabschiedet sich ganz von unserer sündhaften Welt: sie holt tief Atem, läßt den Kopf langsam auf die Brust sinken, zieht die Lippen ein und schwebt in höheren Reaktionen. Doch als der dritte Teil der Chopin-Sonate erklingt, geht plötzlich ein unterdrücktes Raunen durch den Saal, wie das Fauchen einer großen, züngelnden Schlange. In den hinteren Reihen bewegt man sich unruhig, jemand schreit kurz auf, der Trauermarsch fällt dumpf von der Estrade und — zwei kräftige Männer tragen einen ohnmächtigen Greis zur Tür hinaus.

Den Konzerthaus verlassend, nimmt das verschneite Moskau uns wieder in Empfang. Die zahlreichen Geschäfte sind hell erleuchtet und laden verlockend zum Eintritt ein. Elegante Damen drängen sich vor den großen Schaufenstern, ihre kleinen Hände sind mit vielen, schweren Weihnachtspaketen beladen. Plötzlich reißt der Windladen und — der teure Weihnachtsbaum, die Marzipanschweinchen, Nüsse, Pfefferluchen und Äpfel, alles fällt auf den Bürgersteig und rollt in buntem Durcheinander weit, weit von dannen. Doch schon ist galante Hilfe zur Stelle in Gestalt eines schneidigen Kavallerieoffiziers, denn es ist jetzt auch Flanierzeit. Man sieht so manchen Dandy nach alter Moskauer Sitte hin- und herpastzen; sie bliden unverstohlen unter die kleinen Hüte der Schönen und flirten genau so, wie es überall in der Welt zu geschehen pflegt.

Von Seite zu Seite aber fließen die Luxusweltlinien, genannt „Dichtschi“; bewapnet mit Rassierferden, Hünken, mit Silbergeschirr und Tannenzweigen geschmückten Trabern, vorbei. In ihnen sieht die flotte Lebewelt mit ihrem leichtfertigen, aber so charmantem weiblichen Anhang, der bekanntlich im alten Moskau so verführerisch war. Mit Lachen und Johlen, Zurufen von Schlitten zu Schlitten, geht es durch die Straßen, bis schließlich in irgend einem der berühmten Restaurants — „Medwedj“, „Donon“, „Contant“ usw., oder in einem nächtlichen Kabarett Halt gemacht wird. Dort, in den eleganten Räumen, in den goldstrahlenden Sälen, geht es toll her — die letzten geborgten Rubel werden großzügig „à la russe“ verjubelt. In tabellloren Fräts laufen die Kellner mit großen Tablets lautlos über die dicken Teppiche. Ananas im schäumenden Champagner, Kaviar, die schönsten Leberbissen en masse, nichts kann teuer genug sein. Stolz wie ein Hahn dirigiert Maestro einen Walzer, den Bezwinger aller Frauenherzen. Und erst wenn die Dämmerung bereits zu weichen, die junge Sonne das verschneite Moskau in die Farben eines lachenden Wintertages zu schmücken beginnt, schlendern sie von einer Seite zur anderen wankend, wie „Fliegende Holländer“, die sich in irgend einem Riss verirrt haben, gemächlich nach Hause.

Ja, es ist das alte und schöne Moskau, die stolze Stadt der hübschen Frauen, der würdevollen Generäle, der hohen Geistlichkeit und der schneidigen Kavallerieoffiziere. Sorglos schlängeln sie auf und ab, ihrerzen, losettieren und plaudern lebhaft miteinander. Hin und wieder teilt sich die glänzende Menge, gibt den Weg frei und verbeugt sich tief. Das ist dann, wenn von der Richtung des Kreml ein luxuriöser Schlitten sichtbar wird, auf dessen breitem hinterem Trittbrett zwei kaiserliche Paläien stehen und in dessen Fellspolstern eine kleine, feine, alte Dame lehnt und freundlich nach allen Seiten lächelt. — die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna. Silbern flingen die Glöckchen ihrer Trolka, die, von Orloffischen Trabern gezogen, blitzschnell in der blauen Ferne verschwindet.

Kreuzworträtsel.



Sen tre ch: 1. Heiliger Stier. 2. Homerische Dichtung. 3. Göttin der Morgenröte. 5. Starkes Getränk. 6. Nebenfluss der Weichsel. 7. Tierische Behauung. 9. Stadt in der Rheinprovinz. 12. Vergnügen. 14. Reit eines zerstörten Bauwerks. 16. Englisches Getränk. 17. Lebensende. 22. Europäische Hauptstadt. 23. Griechische Göttin. 24. Hansestadt. 26. So viel wie „irgendeiner“. 28. Bühnenwerk. 29. Größerer Ausflug. 30. Berg in Jerusalem. 31. Eisenoxyd. — **W**age re ch: 1. Erdeil. 4. Pavstname. 8. Mädchename. 10. Angestorbenes Kind. 11. Ägyptische Göttin. 13. Planet. 15. Stadt in Belgien. 16. Klosterbewohner. 18. Kopfbedeckung. 19. Spieltarife. 20. Männlicher Vorname. 21. Tierisches Produkt. 23. Viehbestand. 25. und 27. Fürwörter. 28. Ansiedelung. 30. Russischer Herrscherstitel. 32. Berühmter Meisterboxer. 33. Europäer. 34. Männlicher Vorname. 35. Gewässer. 37. So viel wie „selten“. 28. Bedrückender Zustand.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 291:
 Wagerrecht: 1. Boa. 3. Erna. 4. Laus. 6. Sem. 7. Habe.
 10. Atom. 13. Bore. 15. Ares. 17. Eitland. 18. Lene. 20. Tell.
 22. Band. 24. Gent. 25. Una. 26. Oder. 27. Salm. 28. Met.
 — Senkrecht: 1. Vase. 2. Alma. 3. Echo. 5. Same. 8.
 Arena. 9. Bejeli. 11. Tante. 12. Orden. 13. Vol. 14. Ill.
 16. Sol. 19. Ebro. 21. Item. 23. Darm. 24. Gast.

Neue Bücher

* „Herbe Jugend“, Gedichte von Hugo Otto Kleine. (Wellersberg-Verlag, Lindenthal bei Leipzig.) Der Dichter, ein junger, in Heidelberg lebender Arzt, hat sich mit zwei Versbänden „Klinische Sonette“ und „Wandverbinder“ als Lyriker günstig eingeführt. Was seine Kunst charakterisiert, ist nicht ästhetisch-spielerische Freude an schöner Form, an wohlklingendem Reim, sondern ein tiefer, fühllicher Ernst der Weltanschauung, ein warmes Gefühl, das in seinen Versen ausfließt. Das Motiv des vorliegenden neuen Gedichtswerks, Erleben einer in Krieg und Not herbe gewordenen Jugend, unterstreicht noch stärker dieses kämpferische Ringen und Zielsuchen, und die Art, wie der Dichter Zeitempfinden und Menschenbild zu gestalten vermag, gibt von seiner schöpferischen Begabung Zeugnis. In den Erinnerungsblättern „Stimmen der Toten“ ist Einführung in die Erlebniswelt einiger während des Krieges gefallener deutscher Künstler sehr fein gelungen. Man darf das Buch als erfreuliche Bereicherung der lyrischen Ernte unserer Zeit gelten lassen. ls.

* Ludwig Renn: „Krieg“. (Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abt. Buchverlag, Frankfurt a. M.) Der Weltkrieg, das aufwühlendste Ereignis der lebenden Generation, ist weder im nächsten Tatsachenbericht, noch in der üblichen Form romanhafter Darstellung zu fassen. Als Erinnerung ohne Sinn und ohne Deutung lebt der Krieg in uns weiter. Wir wissen vielleicht, wie er erlitten wurde, wir haben aber kein Symbol, das uns die Idee des Krieges verkörperte. Das wahre Kriegsbuch kann nur ein Volksbuch sein. Das Kriegsbuch von Ludwig Renn stellt als erstes diesen Charakter rein und fast vollkommen dar. Es ist das erste Volksbuch vom Krieg. Es erschüttert, weil in ihm vorsenslos in unerhörter Deutlichkeit ohne Abschwächung in episodenhaftes Beiwerk und ohne jede Tendenz der Krieg selbst, der ganze Krieg gestaltet wird. Der einfache Mann aus dem Volk, der Frontsoldat, ist sein Held. Er allein kann sagen: So war der Krieg. Mutig und oft nicht frei von Angst und Zweifel durchzähmt erleidet er den Krieg. Ständig von neuem vollzieht er, erregt und dumft, die Begegnung mit dem Tode. Er sieht nichts als das Gelände, auf dem man Krieg führt, er versteht nichts als die militärische Aufgabe, die man ihm zugewiesen hat. Hier ist der Krieg aus der engen horizontalen Perspektive des Infanteristen, der Krieg aus Grabenhöhe. Hier ist das arme nackte Geschehen in der robusten Einfachheit, mit der das Volk es erlebte und erlitt. Dem „unbekannten Frontsoldaten“ ist hier ein Denkmal gesetzt.

* Gustav Regler: „Zug der Hirten“. (Verlag Otto Quistorp, Lübeck.) Der Verlag, dem im Vorjahr mit Friedrich Grieses „Winter“ ein großer Erfolg gelang, lässt auch hier einen Dichter zu Wort kommen, auf dessen bedeutende künstlerische Eigenart es acht zu haben gilt. Der junge Rheinländer Gustav Regler gestaltet in seinem Erstlingswerk noch etwas wie Urmotiv der Menschheit. Alt-testamentlichem Geschehen ähnelt der Verlauf einer den Wechsel vieler Generationen umspannenden Handlung. Nomaden treiben ihre Herden durch das Land, befreien sich mit den schon sehnhaft gewordenen Bauern. Naturkräfte walten wie das Wesen guter oder böser Dämonen. Fremde Macht zwingt die freien Hirten zur Fron. Aus dem Chaos sammelt sich die zerstörte Horde, wird durch Gottesoffenbarung Volk und Einheit. Die Idee des Buches ist zugleich legendär und symbolhaft; aber die Plastik der Ausführung schafft blutwarmer Lebendigkeit. Eigengesprägt zeigt sich der Stil mit kraftvoller Schlichtheit, man spürt intuitive Erlebnisdeutung des echten Künstlers, diese Erstlingsgabe ist schon Reife und starke Zukunftsvorhersehung. Vorsätzliche Ausstattung macht das Werk zu Geschenzkücken besonders geeignet. ls.

* Arnold Ulrich: „Der Schatzwächter“. (Verlag Ullstein, Berlin.) Ulrich hat den scharfen Blick und das phantastische Ahnungsvermögen, deren Zusammenwirken lebendige Wirklichkeit schafft. Er zeichnet die Gestalten von Armen, von Abenteurern, von jelig Berauschten, vor allem von Sehnsüchtigen, malt charakteristische Gesten, seelische Regungen, unerhörte phantastische Situationen in einer großzügigen, melodischen, männlich vadenden Sprache. Unter diesen neuen Novellen sind Meisterwerke knapper, fesselnder Darstellung — und die bunte Vielfalt der Stoffe ist erstaunlich. Die Titelerzählung liest sich wie ein Märchen. Auf drei Sonderzügen rollt der Schatz der Petersburger Eremitage,

gegen dessen Gold „alle Schätze sämtlicher Könige der Erde nur wie eine Kupferlope zu achten seien, durch Sowjetrußland. Und auch in den übrigen Novellen spricht ein Dichter, dem die Welt unserer Tage noch voller Geheimnis ist.“

* Max Brod: „Zauberreich der Liebe“, Roman. (Verlag Paul Zsolnay, Wien.) Aus derselben Fülle der Leidenschaft, mit der Max Brods berühmter Roman „Die Frau, nach der man sich sehnt“ geschrieben ist, gestaltet sich hier das Schicksal eines liebenden Herzens. Von den böhmischen Badeorten bis in den glühenden Orient reicht der Bogen der bewegten Handlung, die aus spannendem Einzel-schicksal zum weitesten Horizont einer neuen Menschen-gemeinschaft führt. Die Liebe Christof Nowys zu Lena Troewin ist mit allen Farben glühender Leidenschaft gezeichnet. Aber gerade die Reinheit und Güte war es, die gegen ihren Willen das Böse wachsen und die beiden Menschen verzweifeln machte. Lena begeht Selbstmord, und auch Christof, der ebenso tief die bösen wie die guten Verzauberungen der Liebe erfahren hat, ist durch die Erkenntnis, daß die Welt auch das edelste Gefühl verdirt, zugrunde gerichtet. In einem Lande neuer Siedlung sieht er erschüttert eine Lebensgemeinschaft der Gewaltlosigkeit, ein schweres, opferreiches, hoffnungssicheres Leben im Dienste des Menschen und der Zukunft, und aus der Anschauung dieses Oxfornutes erwächst ihm die Kraft, sein Leben von neuem zu beginnen.

* Jakob Wassermann: „Der Moloch“, Roman. (Volkerverband der Bücherfreunde, Wegmeier-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg.) Die Welt der Idealisten stellt der geniale Autor in diesem temperamentvoll geschriebenen Werke dem Moloch der Rücksichtslosigkeit, Ausschweifung, Vergewaltigung, einer vom verführerischen Schein des Großstadtlebens beherrschten Gesellschaftsklasse gegenüber. Die schweren inneren Kämpfe jener Gruppe von Menschen, deren Gewissen gegen die Unwahrhaftigkeiten konventioneller Lebensform unermüdlich anzulämpfen versuchen, erhält in der dichterischen Gestaltung und in der geistig-tiefgründigen Behandlung des Problems eine Plastik von unerhörter Überzeugungskraft.

* Walther Olden: „Madumas Vater“ (mit 20 Zeichnungen von Jan Blisch); „Kilimandscharo“, Roman. (Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin W. 50.) Maduma ist ein kleines Halbcast-Mädchen, dessen Vater im Krieg verschwunden ist. Aber sie will nicht glauben, daß er tot ist, und so ziehen ihre beiden Freunde, der zwölfjährige Rudi und der Negerbub Muhamdi mit einem alten Maultier aus, um den verschollenen zu suchen. Weit ist der Weg zu den Bergen, nachts brüllen Löwen ums Lager. Ein Heuschreckenschwarm fällt ins Land, das Maultier stirbt. Rudi erkrankt. Über den „Zuckerhut“ kommt eine Negerfarawane gezogen, ihr Herr ist ein Weiber, der in den Matubatubergen lebt. „Madumas Vater“ ist nicht nur ein wunderbares Kinderbuch, voll von Wundern, daran sich Kinder begeistern, — es ist auch ein Buch für Erwachsene. Es bringt den Duft eines fremden Erdeils und die Musik der Steppe. „Madumas Vater“ knüpft an Schicksale an, die in den Roman „Kilimandscharo“ desselben Erzählers verweht sind. „Kilimandscharo“ erscheint gleichzeitig neu, aber aus der 1922 noch fragmentarischen Fassung zu runden, vollen Kunstform eines Romans geweitet. Dieser erste künstlerisch und dokumentarisch gleich zuverlässige deutsche Kriegstrom wird heute noch stärker wirken als bei seinem ersten Erscheinen, weil die Leserschaft andere und klarere Augen bekommen hat.

* Selma Lagerlöf: „Anna, das Mädchen aus Dalarn“ Roman. (Verlag von Albert Langen, München.) Der neue Roman der Lagerlöf schließt sich eng an ihre Erzählung „Charlotte Löwenlöld“ an. Er schildert die Hochzeit und die junge Ehe eines ungleichen Paares, die bald in die Brüche geht. Die Frau baut sich durch eigene Kraft allein ein nützliches neues Dasein auf, während ihr Mann, indes er meint, Gottes Wege zu gehen, immer tiefer sinkt und sich in Schuld und Sühne verstrickt. Seine frühere Braut, Charlotte Löwenlöld, die als wahre Lichtgestalt auch durch dieses Buch geht, ist es, die den Verirrten auf die rechte Bahn leitet. Er macht in Jahren der Buße und harter Arbeit als Missionar seine Fehler gut und wird so noch ein rechter Mann. Mit dem Ausblick darauf, daß er und seine Frau sich wieder finden werden, klingt der spannende, an Ereignissen und Abenteuern reiche Roman aus, über dem der milde Glanz reifer Weisheit liegt, iener über menschliche Torheit gültig lächelnde Humor, der reich und selbstverständlich von Herzen kommt.